Frühe Neuzeit

Turnier, Hof und Akademie – Reitkultur von der Renaissance bis 1800

Peter Kreutz

> „A *horse! a horse! my kingdom for a horse!*“
>
> William Shakespeare, The Tragedy of King Richard the Third, Akt V, Szene 4

Das Pferd macht den König

Der in der Überschrift zitierte Ruf nach einem Pferd aus The Tragedy of King Richard the Third (dort Akt V, Szene 4) gehört fraglos zu den geflügelten Worten im Werk William Shakespeares (1564-1616). Er wird freilich nur selten in seiner Doppelbödigkeit gewürdigt, stellt er dem zeitgenössischen Publikum doch einen König inmitten des Getümmels der Schlacht von Bosworth vor Augen, der über kein Pferd mehr gebietet und für ein solches gar sein Königreich gäbe. Noch unmittelbar vor der Schlacht lässt Shakespeare seinen Bühnenmonarchen wiederholt darüber grübeln, welches seiner diversen Schlachtrosse er im Feld zu reiten gedenkt. Der Moment, in dem der König ohne jede Chance auf ein neues Pferd inmitten der Schlacht steht, macht dem Publikum an der Wende zum 17. Jahrhundert die Niederlage Richards III. augenfällig. In der folgenden Schlussszene wird denn auch Richards Tod berichtet und seinem siegreichen Opponenten Heinrich VII. Tudor (im Drama Earl of Richmond) die auf dem Schlachtfeld aufgefundene Krone aufs Haupt gesetzt.

Die Abfolge, die Shakespeare dramaturgisch wählt, ist augenfällig: zunächst verliert Richard III. seine Schlachtrosse, danach fast unausweichlich Leben und Krone. Mit diesem Bild konnte dem damaligen Publikum der Abstieg eines Königs ganz offenbar direkt vergegenwärtigt werden. Das Pferd scheint den König zu machen. In der Frühen Neuzeit war das souveräne Beherrschen eines erhabenen Pferdes weniger kriegerische Notwendigkeit (wie sich an den städtischen Turnieren zeigt), es war unmittelbare Selbstdarstellung für Angehörige gesellschaftlicher Oberschichten. Das bürgerlich-patrizische Turnier war hier eine Art Katalysator. Im Laufe des 16. Jahrhunderts ist es der hohe und höchste Adel, der zu Pferd bella figura macht und damit jederzeitige Überlegenheit demonstriert und repräsentiert. Die Anforderungen dazu lieferte etwa Baldassare Castiglione (1478-1529) in seinem Libro del Cortegiano („Buch vom Hofmann“ – 1529), in dem er eine in ganz Westeuropa rezipierte Fibel hoch noblen Lebensstils formulierte, die Eleganz, Mäßigung, Ingenium und Kunstsinnigkeit zu Leitbegriffen erhob.

Und nachdem man auf anspruchsvollen Tieren sitzend nur bedingt über derartige Fähigkeiten täuschen kann (ausgeschlossen ist es freilich nicht), bedarf es eines gewissen Maßes an Reitkultur, um die gewünschten Optiken zu erzielen – auch Reiten kann damit zur Kunst veredelt werden. Das Reiterstandbild auf öffentlichen Plätzen erlebt, wie schon in der Antike, ausgehend von Italien eine erneute Konjunktur und wird für Jahrhunderte zum festen Topos der Bildenden Kunst. Das Mittelalter hatte hier lediglich punktuell beigetragen (etwa Magdeburg und Bamberg). Nicht zufällig entsteht die Vorstellung davon, was im höheren Sinne „ritterlich" ist, nicht etwa im Mittelalter, sondern in der Frühen Neuzeit, als die Ritterschaft militärisch längst und endgültig ausgedient hatte (auch für das Mittelalter wird ihre Bedeutung freilich meist überschätzt, denn selten genug standen wirklich ausreichend kampftaugliche Pferde zur Verfügung, um wirklich ganze Ritterheere beritten zu machen).

Das Pferd macht den Edelmann

Das etwas schnurrige Zitat in der Überschrift zu diesem Beitrag stammt von Michel de Montaigne (1533-1592), steht in Nr. 48 seiner Essais, unter der Überschrift „Über Streitrosse". Montaigne schreibt hier so etwas wie eine kleine Kulturgeschichte des Kriegspferdes, in der viel aus der Antike berichtet wird, manches von fremden zeitgenössischen Reitervölkern und einiges aus eigenem Hörensagen, dem Stil entsprechend, der ihn in die Literaturgeschichte hat eingehen lassen. Eine Anekdote erscheint dabei phantastischer als die andere. Die Überschrift zu diesem Artikel bietet dafür nur ein Beispiel unter mehreren. Aber die exakte geschichtliche, ja kulturgeschichtliche Wissenschaft begann sich in der Zeitgenossenschaft von Michel de Montaigne erst zu entwickeln. Was bemerkenswert ist, ist, dass er sich veranlasst sieht, über das Pferd, eine spezielle Art von Pferden, die Schlachtrosse, zu schreiben. Seine sonstigen Themen sind „Standhaftigkeit", „Phantasie", aber auch „Schulmeisterei" oder „Knabenerziehung". Es gibt einen Essai „Über Cato den Jüngeren", eine „Betrachtung über Cicero" oder „Über das Beten". Das „Streitross" nimmt sich hier etwas eigenwillig aus. Berichtet wird dort aber über die bedeutendsten Herrscher und Helden gerade des Altertums. Das Pferd scheint dabei den Edelmann zu machen.

Anders als im Hochmittelalter präsentiert sich die Frühe und Hohe Neuzeit als Zeitalter vielfältiger Schriften zu Pferden, Pferdehaltung, Roßarznei und – Reitkultur. Das hat mehrere Gründe. Der Druck mit beweglichen Lettern führte zu ganz anderen Auflagen und machte Schriftgut breit verfügbar. Eine gewisse Stabilität in Mittel- und Westeuropa ließ Erkenntnisse sich verfestigen. Und neben dem traditionellen Adel, der noch immer immense Einkünfte aus der Grundherrschaft bezog, war in den Städten ein wohlhabendes Bürgertum entstanden, das seinen Wohlstand zeigte und dazu adlige Lebensformen nachahmte. Von Gent, Brügge und Antwerpen war bereits die Rede, in Italien wird man Mailand, Florenz und natürlich Venedig aufzuzählen haben, in Deutschland könnte man Köln, Frankfurt, Nürnberg oder Augsburg nennen. Augsburg galt keinem geringeren als dem Humanistenpapst Pius II. (eigentlich Enea Silvio Piccolomini, 1405-1464) als die reichste Stadt der Welt.

Die Handelsstädte und das Turnier

Natürlich bedurften mittelalterliche und frühneuzeitliche Adelsrosse einer komplexen und differenzierten Ausbildung und eines fortgesetzten Trainings, was nahelegt, dass an den Höfen und teils in den Städten der Zeit entsprechende Kompetenz vorhanden war und auch der reitende Adel selbst über die entsprechenden reiterlichen Fähigkeiten verfügte, die ihrerseits unter kompetenter Anleitung ausgebildet worden sein mussten. Doch reden wir hier teils über Gebrauchsreiterei, die zur alltäglichen Verwendung gedacht war, in diesem Fall zu Kampf und Schlacht, aber sicher auch schon zu Fest und Repräsentation. Reitkultur aber entsteht letztlich erst dort, wo Reiten nicht unmittelbar zweckgerichtet, sondern um seiner selbst willen zu Eleganz und Vollendung gebracht wird.

Hier wird man in Mitteleuropa – in Frankreich und auf der Iberischen Halbinsel lagen die Dinge etwas anders – ab etwa 1500 nicht mehr allein an Adelshöfen fündig. Man findet sie eher in den großen Handelsstädten. Sie hatten im Spätmittelalter einen enormen Aufstieg erlebt und waren durch Fernhandel, vor allem aber durch frühe Bankgeschäfte und Rohstoffspekulationen zu großem Reichtum gelangt. Die heute berühmteste Stadt dieser Zeit ist mutmaßlich Nürnberg. Den größten Wohlstand aber hatte man wohl in Augsburg angehäuft, das durch seine Lage an der alten Via Claudia enorm begünstigt war und über Venedig vom Handel mit der Levante in extremer Weise profitierte. Kein geringerer als Papst Pius II. (1405-1464, Papst ab 1458) hielt Augsburg für die reichste Stadt der Welt.

Der Augsburger Weinmarkt (heute Maximilianstraße), damals im Norden durch das städtische Tanzhaus (1632 abgebrochen) und im Süden durch das Siegelhaus eingefasst (1809 abgerissen), spielt neben dem Freigelände des Augsburger Fronhofs südwestlich des Domes eine durchaus prominente Rolle in der oberdeutschen (und zunächst durchaus auch der mitteleuropäischen) Entwicklung von Reitkultur. Beide Orte, Fronhof und Weinmarkt, waren wichtige Turnierplätze (Huber, in: Lange-Krach, S. 91 ff). An ihre Bedeutung reichten um 1500 nur wenige Orte heran: Innsbruck als Lieblingsresidenz Kaiser Maximilians I. (1459-1519, Herzog von Burgund ab 1477, deutscher König ab 1486, römisch-deutscher Kaiser ab 1508), Torgau als Residenz des Kurfürsten von Sachsen, des wohlhabendsten Kurfürsten des Reiches, und die Handelsstadt Nürnberg. Zuvor waren vor allem Adelsresidenzen Turnierorte gewesen.

Nachdem Nürnberg und Augsburg wegen ihrer Infrastruktur und wegen ihres Wohlstandes häufig Ort von Reichstagen und sonstigen politischen Großereignissen waren, wurden sie zu bevorzugten Turnierplätzen. Veranstalter und Ausrichter dieser Turniere, bei denen eher das Stechen („Tjost“) gepflegt wurde als der Buhurt (Massengefecht zu Pferd), waren aber nicht etwa der Reichsadel oder gar Könige und Kaiser, Veranstalter und Ausrichter dieser Turniere waren die Söhne bedeutender Augsburger Patrizier- und Kaufmannsfamilien, die sich dies – im Wortsinne – leisten konnten. Der Adel fand sich zunächst in Augsburg ein, selbst der Herzog von Bayern kam regelmäßig, um hier zu turnieren. Allein König und später Kaiser Maximilian I. soll zur regelmäßigen Verwendung bei derartigen Veranstaltungen über 100 Sättel und diverse vollständige Sätze an Harnischen für Pferd und Reiter dauerhaft in Augsburg gelagert haben, wo er auch ein eigenes Wohnhaus unterhielt.

Nun muss man sich bewusst machen, dass die Augsburger (und Nürnberger) Patriziersöhne reichsrechtlich keinerlei unmittelbare militärische Pflichten hatten, sie mussten von daher weder Streitrosse noch Harnische zum echten Gebrauch vorhalten, auch ein Reit- und Waffentraining war in keiner Weise verpflichtend veranlasst. Sie hielten sich die teuersten Pferde und übten sich in der wohl aufwendigsten Freizeitbeschäftigung der Zeit, weil sie es – ebenso wie der wohlhabende Adel – wirtschaftlich vermochten. Will man sich die gesellschaftliche Bedeutung dieses ungewöhnlichen Hobbies in heutigen Kategorien bewusst machen, genügt es nicht, an potente Besitzer edler Renn- oder talentierter Spring- und Dressurpferde zu denken, die selten von den Eigentümern selbst vorgestellt werden. Man wird eher die wohlklimatisierten Poloställe arabischer Fürstensöhne vergleichend heranziehen müssen und sich auszumalen haben, dass diese ihr Poloturnier auf dem Londoner Piccadilly, dem New Yorker Times Square oder in Dubai irgendwo zwischen Burj al Arab und Burj al Khalifa austragen und das regelmäßig mehrfach im Jahr.

Die Pferde der wohlhabenden Jeunesse dorée Augsburgs und anderer Handelsstädte waren wohl züchterisch sehr spezielle Tiere, wie sie schon der spätmittelalterliche Adel für das Turnier genutzt hatte (Krischke, S. 31 f). Sie waren von überschaubarer Widerristhöhe (150 bis höchstens 160 cm) und auf den energiegeladenen Spurt über kurze Distanz spezialisiert, besaßen aber genug Masse, um dem Lanzenstoß die nötige Wucht zu geben. Für die Reise kaum geeignet, da nicht hinreichend ausdauernd (weswegen man ein bequemes Reisepferd hatte und das Turnierpferd rechter Hand führte, als „Destrier“), für die reale Schlacht nicht mehr wirklich wendig genug. Spezielle Pferde für eine hoch spezialisierte Reitweise, von daher selten und alles andere als billig. Sie kamen aus Italien (etwa Neapel), aus dem arabisch beherrschten Nordafrika oder auch von der Iberischen Halbinsel. Den Kastilier erwähnt schon Wolfram in seinem Parzival. Besonders Wohlhabende (sowie Fürsten, Könige und Kaiser) dürften mehrere dieser Pferde besessen haben sowie ein explizites Paradepferd, das spezifisch-eleganten Galopp springen konnte, der dem späteren Mézair nahegekommen sein könnte (Poscharnigg, S. 6).

Patrizische Reitkunst?

Über die gezeigte Reitkunst liegen keine wirklich aussagekräftigen Informationen vor. Natürlich wird es unter dem reichsstädtischen Geldadel echte Pferdemenschen gegeben haben, genauso natürlich werden weitgehend unbegabte Reiter im Sattel teuerster Destrier gesessen haben, schlicht weil sie es sich leisten konnten. Auch darf man annehmen, dass eine gewisse Konkurrenz (wir sprechen ja nun über Kaufmannssöhne) um rare Turnierpferde, die neuesten Erzeugnisse an Augsburger (und sonstiger) Plattnerskunst, aber auch um Reit- und Pferdeausbilder stattgefunden hat. Letztere sind uns namentlich leider kaum bekannt, dass es sie gegeben hat, ist gesichert. Strukturell sind damit viele der Phänomene wahrscheinlich, die wir auch modern auf den Reitsportplätzen sehen, die sich ebenfalls „Turnier“ nennen. Mit frühneuzeitlichen Ritterturnieren haben sie wenig gemein. Diese waren wirkliche high end-Veranstaltungen in jeder Hinsicht, zudem nicht ungefährlich, denn selbst wenn mit stumpfen Waffen gegeneinander geritten wurde (was nicht stets der Fall

war), blieb das Verletzungsrisiko enorm und auch Tote waren keine Rarität; Frankreichs König Heinrich II. (1519-1559, König ab 1547) starb an den unmittelbaren Folgen einer Turnierverletzung.

Auf der iberischen Halbinsel differenzierte sich als besondere Form des durchaus auch adligen Turnier- respektive Kampfreitens der Stierkampf aus, der freilich insgesamt auf älteren Wurzeln ruht. Die spanischen Könige Karl I. (1500-1558, Herzog von Burgund ab 1506, spanischer König ab 1516, als Karl V. ab 1520 Kaiser, Enkel Maximilians I.) und Philipp II. (1527-1598, König ab 1554/56) ritten wohl selbst gegen Stiere. Der Sohn (!) des spanischstämmigen Papstes Alexander VI. Borgia (1431-1503, Papst ab 1492), Cesare Borgia (1475-1507), schätzte den Stierkampf ebenso. Er veranstaltete ihn wohl sogar direkt auf dem Petersplatz. Für diese Art Reiterei waren (und sind) in mehrerlei Hinsicht Pferde und reiterliche Fähigkeiten erforderlich, wie sie auch im mitteleuropäischen Turnier geboten waren. Der iberische und südfranzösische Stierkampf trug insofern durchaus markant zur langfristigen Konservierung avanciert-vollendeter Kampfreiterei bei. Von diesem Fundament fand über die Jahrhunderte mancher Stierkampfreiter zu wirklicher Reitkultur – bis in die Gegenwart.

„Bauernturnier“

Sicher gab es auch das Phänomen, dass man gerne bei den Großturnieren etwa auf dem Augsburger Weinmarkt mitgemacht hätte, die materielle Potenz dazu aber nicht aufbringen konnte und so mit dem, was man hatte, andernorts „Ritter“ spielte, auf den Pferden, die man sich leisten konnte, mit unvollkommener Ausstattung gegeneinander ritt. Die wirklichen Turnierer trieben damit ihren Spott – und wohl auch mit ihresgleichen. Das Turnierbuch des Marx Walther aus der Zeit um 1500 (heute Bayerische Staatsbibliothek München, Cgm 1930) erinnert in Zeichnungen und Texten an die erfolgreiche Turnierkarriere dieses Augsburger Kaufmannssohnes. Es zeigt auch ein Spottturnier der besseren Kreise der Lechstadt, die auf ungesattelten Pferden und mit improvisierter Ausrüstung das Turniergeschehen persiflierten. Man nannte dies ein „Bauernturnier“ (auch „Krückenturnier“), es war zeitweise sogar eine besondere Festeinlage im Kursächsischen.

Das Thema wurde mehrfach aufgegriffen, etwa von dem bedeutenden Maler Hans Burgkmair d.Ä. (1473-1531), der als einer der ersten Renaissancekünstler nördlich der Alpen gilt, was jüngst eine Ausstellung im Frankfurter Städel und anschließend im Kunsthistorischen Museum Wien gewürdigt hat. Burgkmair hinterließ die Federzeichnung eines „Bauernstechens“ (heute Museum Städel, Graphische Sammlung Inv.-Nr. 641). Der Möchtegernreiter, der mit unzureichenden Mitteln und begrenzter Selbstreflektion nach Fernliegendem zu greifen sucht, scheint damit – mindestens als Persiflage – in etwa so alt wie der selbstgefällig-überhebliche „Könner“, dessen Wohlstand ihm die Möglichkeiten zu punktuellem Erfolg verschafft, auch wenn er die hohen und höchsten Mitturnierer keinesfalls in den Schatten stellen durfte. Von Marx Walther (1456-1511) jedenfalls ist außer seinem Turnierbuch nicht allzu viel geblieben. Umgekehrt stellt der Don Quixote einen ganzen Roman im Stil der spöttelnden Bauernturniere dar und noch der Spielfilm „A Knight’s Tale“ mit Heath Ledger von 2001 greift diesen Topos und die damit verbundenen sozialen Sehnsüchte auf.

Humanismus und Buchdruck

Kulturgeschichtlich wird die Frühe Neuzeit häufig mit dem Stichwort des Humanismus verbunden, der eine Abkehr von esoterischen (häufig religiös grundierten) Begründungswegen von Erkenntnis bringt und an deren Stelle die Fokussierung auf systematisch-vernunftbetonte setzt. In der Sache nimmt man die schriftliche Überlieferung der griechisch-römischen Antike zum Maßstab, aber durchaus auch byzantinische und arabische Gelehrsamkeit, soweit sie – vornehmlich im Süden und Südwesten – nach Europa dringt. Es sei daran erinnert, dass Sizilien und wesentliche Teile Spaniens und Portugals (nicht etwa nur Andalusien) über Jahrhunderte muslimische Länder waren. Bis zum Ende der Reconquista an der Wende zur Frühen Neuzeit waren beide Gegenden Brücken für die Weitergabe antiken Wissens, das von Byzanz und dem Nahen Osten her kommend in die arabische Kultur rezipiert worden war. Gerade in der Reitkultur dürfte überdies ein genuin arabischer Einfluss wirksam geworden sein, hier dürfte eine der Ursachen dafür liegen, dass Unteritalien und die Iberische Halbinsel zu Referenzregionen für avanciert kunstvolles Reiten wurden.

Das im Turnier gerittene Schlachtroß gehört zu den Luxusgütern der Frühen Neuzeit. Es wird sorgsam gehalten, umfassend gepflegt und ambitioniert ausgebildet. Das freilich erledigen die hohen Herren nur teilweise selbst, man hält qualifiziertes Personal vor. Zudem verbreiten sich Schriften unterschiedlichster Qualität, darunter insbesondere auch Werke, die – zeitgenössisch – durchaus als wissenschaftlich gelten dürfen. Sie werden gedruckt, teilweise umfassend mit Stichwerken bebildert und die berühmtesten und im Kontext besten Werke werden sogar in mehrere Sprachen übersetzt. Markante Verbreitung erfahren etwa die Bücher von Federico Grisone (1550), Cesare Fiaschi (1556), Salomon de la Broue (1593) oder Antoine de la Baume Pluvinel (1623/1625). Die Namen verweisen auf die anerkanntesten und europaweit im Fokus stehenden Zentren der Reitkultur, so die Höfe in Neapel, das Reitmeister Giovanni Battista Pignatelli (vor 1540 bis vor 1600) zeitweise prägt, oder in Mantua, wo auch Architektur, bildende Kunst und Musik hoch im Kurs stehen.

Nach ersten Versuchen in Florenz beginnt die Geschichte der Oper mit der Uraufführung von „L´Orfeo“ von Claudio Monteverdi (1567-1643) 1607 am Hof der Gonzaga eben in Mantua. Durch de la Broue und vor allem Pluvinel wird Frankreich ein Zentrum der Reitkultur und hier natürlich Paris. Auf den britischen Inseln publiziert William Cavendish Herzog von Newcastle (1658), auch Spanien und Portugal tragen bei. In Deutschland lassen sich recht früh schon Namen wie Marx Fugger (1578) oder Löhneysen (1588) nennen, die markant zur reitkulturellen Literatur hinzugefügt haben.

Ob und inwieweit reichsstädtische Bürgerssöhne an auswärtigen Ritterakademien ausgebildet worden sind, bedürfte weiterer Forschungen. Unwahrscheinlich ist es nicht. Wir wissen ausdrücklich, dass Augsburger an frühen universitären Bildungseinrichtungen Italiens studiert haben; Angehörige des Hauses Fugger führten ihre europäischen Bildungsreisen gerade und zielsicher an die hohen Bildungsinstitute Italiens. Von daher wäre es durchaus plausibel, wenn sich Augsburger Patriziersöhne, die wohlhabend genug waren, sich ein oder

mehrere Turnierpferde samt Ausrüstung und Fachpersonal zu halten, den Weg nach Mantua oder Neapel gefunden hätten und an den Ritterakademien, von denen weiter unten noch die Rede sein wird, ausgebildet worden wären.

Marx Fugger: Von der Gestüterey

In die gebildete Diskussion über anspruchsvoll-avancierte Pferdehaltung schaltete sich ein Sohn einer Augsburger Kaufmannsfamilie, die zwischenzeitlich in den Adelsstand aufgestiegen war, direkt publizistisch ein. Im Jahr 1578 legte Markus Fugger (1529-1597) sein Buch Von der Gestüterey vor, das sich ausdrücklich den „guten und edlen Kriegsrossen“ widmet, womit nichts anderes als die anspruchsvollen Turnierpferde gemeint sind. Das Werk dieses Handelsherrn und zeitweiligen Augsburger Stadtpflegers (Oberbürgermeisters) gilt als eines der frühesten Zeugnisse für Pferdeliteratur in deutscher Sprache, die akademischen Ansprüchen genügt. Es widmet sich freilich nicht der Ausbildung von Pferden und bietet auch keine Methodik oder Systematik des Reitens. Auf 130 Druckseiten (in der Ausgabe von 1584) beschäftigt sich der adlige Stadtherr von Kirchberg und Weißenhorn mit der Einrichtung von idealen Ställen, dem Unterhalt und der Pflege seiner Pferde, der Aufzucht und Erziehung, ihrer Gesunderhaltung bis zu dem Moment, in welchem sie einem Bereiter (der Begriff ist authentisch) zur Ausbildung übergeben werden.

Darum kümmert sich ein wirklicher Herr nicht selbst. Er schreibt aber auch von der Geschichte der Pferdehaltung, von Natur und „Würde“ der Pferde, ihrer „Treuwe und Liebe“ und berichtet „Von dem langen Leben der Roß“: Fugger weiß von 30-jährigen und älteren Pferden und deutet die Erfahrung an, dass ein 16-jähriges Pferd substantieller sein kann als ein 6-jähriges. Der Nachdruck, mit der dieser Befund formuliert wird, legt nahe, dass er im regionalen Umfeld Fuggers nicht als offenkundig angesehen werden konnte. Denn dieser betont auch, dass „Teutsche Roß“ offenbar selten über ein Alter von 10 Jahren hinauskommen. Als Gründe vermutet er (und wir reden vom 16. Jahrhundert, nicht etwa vom 21.!) unter anderem unzureichende Haltung, zu frühes Anreiten und Verderben in relativ jungen Jahren; Markus Fugger empfiehlt hier ein Alter von zumindest 3 ½ Jahren, was wiederum vermuten lässt, dass auch und gerade in den Ställen gesellschaftlicher Eliten auch Luxuspferde (von Gebrauchspferden nicht zu reden) deutlich früher in die Dressur genommen worden sind.

Man kann das Buch Fuggers als zeitgenössisches Handbuch lesen, ebenso gut taugt es freilich zum Überblick über offensichtliche Missstände in der damaligen Luxuspferdehaltung, denn – das muss man sich vergegenwärtigen – Markus Fugger schreibt nicht über Pferde allgemein, er schreibt allein über das aufwendig-elitäre Vergnügen einer sehr dünnen ökonomisch-gesellschaftlichen Führungsschicht, die edelste Pferde im Wortsinne konsumierte (lateinisch für „verbrauchte“). Insoweit wirkt das 16. Jahrhundert nachgerade unheimlich „modern“ auf Leserinnen und Leser des 21. Jahrhunderts.

Marx Fugger (1529-1597) kann mit seiner Biographie durchaus exemplarisch für den Reitertyp der Frühen Neuzeit stehen. Er stammte aus keiner altadeligen Familie, sondern war in jenes Geschlecht hineingeboren worden, dass es innerhalb weniger Generationen geschickt verstanden hatte, mit Wirtschaftsformen, die man später „frühkapitalistisch“ nennen sollte, derart reich und wohlhabend zu werden, dass man Bankier des Papstes werden konnte (und etwas zum Auslösen der Reformation beitrug) und gleichzeitig Finanzier aller wesentlicher Könige und Kaiser des Kontinents wurde. Grundherrschaft legte man sich eher in Imitation des traditionellen Adels zu und zur langfristigen Absicherung der wirtschaftlichen Verhältnisse (was über rund 500 Jahre recht ansehnlich geklappt hat). Natürlich legt man sich auch adelige Titel zu und Schlösser, etwa in Biberbach (nördlich Augsburgs), wo Mittelalter simuliert wurde oder auf Kirchheim (bei Mindelheim), wo der opulente Zedernsaal bis heute sprachlos macht. Der fuggersche Stadtpalast in Augsburg – errichtet nach italienischen Vorbildern – ist derart komfortabel, dass mehrere Kaiser es vorziehen, dort abzusteigen und nicht etwa in der altertümlichen Residenz des Bischofs.

Der Komplex wird zum frühen Vorbild für neuzeitliche Residenzbauten. In diesem Gebäude finden sich noch heute, ein letzter Rest alten Glanzes, die „Badstuben“, opulente Renaissanceräume, die die Kunstsammlung des Hauses beherbergten. Unmittelbar angrenzend befanden sich die Stallungen für die Luxuspferde, über deren Zucht und Ausbildung Marx Fugger (aber auch sein Stallmeister Mang Seuter) kenntnisreich schrieb und die er im Herren- oder Turnierhof seines Anwesens, ebenfalls reich mit Fresken in den italienisch inspirierten Arkaden verziert, trainieren konnte. Von dort führt noch heute das Adlertor, bemalt mit dem großen kaiserlichen Wappen, direkt auf den Weinmarkt, den städtischen Turnierplatz. Und noch heute renommieren dort (mittlerweile umbenannt in Maximilianstraße) zum Wochenende junge Männer (gelegentlich auch Frauen) in ihren pferdestärkenstarken Luxusportwagen, sofern die städtischen Ordnungsbehörden nicht einschreiten. Als Verfallsindiz mag man werten, dass diese Karossen des 21. Jahrhunderts, die sich da zum Korso einfinden, meist für einen überschaubaren Zeitraum (und Betrag) geleast sind. Fugger gehörten seine Pferde noch selbst.

Mang Seuter und die Kandare

Dem Umgang mit dem Pferd widmet sich der Humanismus mit früher wissenschaftlicher Akribie. Die Schrift des Marx Fugger zeugt bis heute davon. Dauerhaft gemacht und in bis dahin kaum vorstellbaren Stückzahlen verbreitet durch die kaum zuvor, um die Mitte des 15. Jahrhunderts, von dem in Straßburg und Mainz tätigen Johannes Gutenberg (um 1400 bis 1468) erfundene Druckkunst mit beweglichen Lettern, die etwa Augsburg zu einem frühen Zentrum des Verlagswesens macht, das schließlich europaweite Ausstrahlung erreicht. Fuggers Schrift stand aber nicht allein. Sein Stallmeister Mang Seuter (um 1550) ergänzte Fuggers Schrift zur Pferdezucht um ein Roßarzneibuch, das an hochmittelalterliche Vorbilder anknüpfen konnte und weite Verbreitung fand, und – hier unmittelbar interessant – ein „Bißbuech“, eine Zäumungskunde, die 1584 im Druck erschien und beinahe 500 Seiten umfasst. Sie bietet in ihrer etwas seriellen, nach enzyklopädischer Vollständigkeit strebenden

Gestaltung Überblick über alle geläufigen Arten von Zäumung, vom einfachen Seilcaveçon bis zum komplexen Kandarengebiß. Jede Zäumungsart wird eingehend eingeführt und jede einzelne Variante nach ihren Vorzügen und Nachteilen extra eingeordnet.

Seuter beschreibt etwa auch Caveçons, die mit Ketten und Eisenzähnen scharf gemacht sind und bis heute (!) als Serreta in Gebrauch sind. Mang Seuter vergisst aber nicht, dort anzumerken: „Dann Ich wolt keinem rathen / das er sich diser scharpffen Caveconen [...] sollte gebrauchen." Lediglich bei „wilden" Roßen hält er einen Einsatz für vorstellbar, setzt aber den entscheidenden Satz hinzu: „So muß man als=dann auch thun wie man kan un mag / und nit wie man gern wollte." Er weist damit überdeutlich darauf hin, dass man sich zunächst sein reiterliches Können bewusst machen muss, und dass technische Hilfsmittel fehlendes Können nicht zu ersetzen vermögen. Als Theoriesatz wird diese Formulierung kaum gemeint sein. Man wird eher davon ausgehen müssen, dass Mang Seuter Missbrauch von Hilfsmitteln am Pferd gesehen hat und dagegen anzuschreiben versuchte. Wie sich schon bei Marx Fugger zeigte, war auch die Vergangenheit absolut nicht frei von reiterlichen Missständen, diese hatten auch damals schon erschreckend feste Struktur. In Seuters opulentem Werk wird von daher auch ein deutlicher Zug an Wissensvermittlung greifbar, der versucht, sachgerechte Aufklärung darüber zu bieten, was manche Ausbilder und Reiter ihren Pferden mit Zäumungen und Gebissen antun.

In diesem Kontext einige Sätze zu den eigentlichen Gebissen, die Mang Seuter in Wort und Bild, die Kupferstiche stammen von Alexander Mair (geboren um 1559), vorstellt. Es handelt sich insgesamt um (einfach) gebrochene Gebisse, echte Stangengebisse kennt oder nutzt Seuter offenbar nicht. Alle Gebisse sind mit Anzügen, Ober- und Unterbäumen in markant unterschiedlicher Ausführung und diversen Kinnketten und Kinnbögen (denen allein ein breiteres Kapitel gewidmet ist) versehen. Sie zeigen überdies durchgängig Zwerchketten. Sie unterscheiden sich in der unterschiedlichen Addition von weiteren Elementen, häufig besonderen Spieler- und Spatenformen, deren Funktionen recht klar und nüchtern erläutert werden. In der Gesamtschau ergeben sich so zahllose Kombinationsmöglichkeiten, die eine sehr differenzierte Verwendung der Kandaren ermöglichen, aber natürlich hoch sachkundige Reflektion voraussetzen.

Gerade dies muss unserer reiterlichen Gegenwart deutlich akzentuiert werden, ebenso wie das korrekte Anfassen eines jeden Kandarengebisses, 1584 ebenso wie heute (Krischke, S. 138 ff): Sie sind auf einhändige, impulsartige Hilfengebung ausgelegt, nicht auf Dauerkontakt (von dauerhaftem Anziehen nicht zu reden). Die Kandare wird punktuell angefasst, dann direkt wieder nachgegeben. Sie vermittelt dem Pferd den Rahmen, in dem es sich tragen soll und hängt im Idealfall mit ihrem Eigengewicht einwirkungslos im Maul des kurz vor der Senkrechten getragenen Pferdekopfes. Die Zwerchketten, später festere Zwerchbögen, wirken dabei kurz vor (!) dem eigentlichen Gebiss auf Laden und Lippen des Pferdes, was in vielen Fällen als Hilfengebung bereits ausgereicht haben dürfte, so dass es (sofortiges Nachgeben auf Reaktion des Pferdes vorausgesetzt) zur eigentlichen Gebisswirkung nicht mehr kam.

Ein Wort noch zu den heute ungewohnt lang erscheinenden Unterbäumen, die auch Seuter zeigt und die heute oft als Marterinstrument gelten – zu Unrecht. Sie sind – korrekt verwendet, was für jede Gebissform heute wie damals Grundanforderung ist – nicht scharf oder brutal (solche Urteile verkennen die Mechanik), sondern bewirken Präzision der Hilfengebung. Bekanntermaßen entscheidend ist das Verhältnis von Ober- zu Unterbaum, das Gebiss im Pferdemaul ist insoweit zunächst nur der Drehpunkt der Achsenmechanik. Je länger der Unter- im Verhältnis zum Oberbaum ist, desto größere Annahmebewegungen kann der Reiter am Zügel ausführen, während durch die Übersetzung der Bewegung über die Unterbäume nur ein Minimum an Drehimpuls im Pferdemaul ankommt. Die uns überlang erscheinenden, individuell angepassten (!) Unterbäume wirkten faktisch wie eine dämpfende Abfederung der Zügelhilfe. Sie dienten teils auch dazu, das Pferd in optimaler Balance punktuell (!) festzustellen: Die Unterbäume wurden mit der sie verbindenden Distanzkette (das ist nicht die Kinnkette!) an den Unterhals des Pferdes gezogen, und der Reiter konnte sich in dieser zeitweise fixierten Balance auf anderes konzentrieren.

Auf dauerhafte Annahme der Kandarenzügel, Vollkontaktreiterei gar, die ganz wesentlich mit einer hebelnden Quetschung von Zunge und Unterkiefer zwischen Stange und Kinnkette arbeitet, war, ist und bleibt die Kandare niemals ausgelegt. Wird die Kandare impulsartig angefasst und direkt nachgegeben, kann die Kinnkette ein Aufsteigen des Gebisses im Pferdemaul hindern, dazu ist sie gemacht. Das erfordert eine feine Hand, alles andere war im 16. Jahrhundert und ist heute Missbrauch. Vorsorglich sei angemerkt, dass auch Trensengebisse nicht für dauerhaftes Annehmen konzipiert sind, reitet man sie auf Dauerkontakt, ist ihre Brutalität nachweislich teils deutlicher als die eines Stangengebisses. Und bei Mang Seuter fällt ein weiteres auf: Die gebrochenen Gebisse sind an den äußeren Enden extrem dick, dicker als jede Wassertrense heute, was den Druck auf Lippen und vor allem Laden markant verteilt und so mildert.

Aus heutiger Sicht tierschutzethisch bedenklich sind eher einige Formen von Spaten und Spielern, namentlich an einem gebrochenen Gebiss mit Anzügen. Das wusste man freilich spätestens seit dem mittleren 18. Jahrhundert. Schon damals galt als erwiesen, dass hauptsächliche Handreiterei schädlich ist, dass das Gebiss lediglich die Grundlage der Pferd-Reiter-Kommunikation darstellt, während die anderen Hilfen, namentlich die Gewichtshilfen, in ihrer Differenzierung weitaus wesentlicher sind. Ausgetüftelt-raffinierte Gebissformen hielt man seither für unnötig, was etwa schon der große Reitmeister François Robichon de la Guérinière formulierte (Übersetzung 1791, S. 61, mit Bezug auf Giovanni Battista Pignatelli (vor 1540 bis vor 1600)).

Besonders deutlich wird in diesem Punkt ein Wiener Manuskript um 1720, dort heißt es: „Die Alten haben […] ganze Bücher mit ihren Erfindungen angefüllt, […] die doch alle keines Kreuzers Werth seyn, […] sie haben uns weismachen wollen, das Mundstück und die Stangen richten das Pferd und halten es in Gehorsam. Wenn ein Mundstück oder ein paar Stangen das Pferd richten sollen, Gott bewahre den Reiter.“ (Unbekanntes, S. 40 f). Der Autor

dieser Zeilen ist nicht zweifelsfrei geklärt, es dürfte sich aber wohl um Johann Christoph von Regenthal (gestorben 1730) handeln, Oberbereiter an der Wiener Hofreitschule von 1710 bis 1729.

Grisone, Löhneysen und die Höfe Italiens

Mang Seuter stand mit seiner Zäumungskunde nicht allein. Für den deutschsprachigen Raum muss Georg Engelhard von Löhneysen (1552-1622) erwähnt werden, ein Oberpfälzer Nobler in Diensten des sächsischen und des Braunschweiger Hofes, der 1588 und 1609 mehrere viel beachtete Bücher zu Reitausrüstung und Reitkunde vorlegte. Beide gehören in den Kontext vielfältiger, gedruckt in ganz Europa verbreiteter Reitliteratur, an deren Anfang – soweit wir sehen – das Werk von Federico Grisone (um 1507 bis um 1570) steht, das 1550, also etwa dreißig Jahre vor den Büchern Fuggers, Seuters und Löhneysens, im Druck erschien. Ihnen dürfte Grisone aber wohl geläufig gewesen sein (erste deutschsprachige Ausgabe Augsburg 1570). In der Sache verbindet Grisone in einem Werk ungefähr jene Inhalte, die Fugger und Seuter auf unterschiedliche Bücher verteilen. Zusammengenommen decken sie sich beinahe mit den Themen, die Grisone behandelt hat, der in ähnlicher Breite und mit vergleichbaren Schwerpunkten wie Seuter die Vielfalt der seinerzeitigen Kandarengebisse zur Darstellung gebracht hat.

Nun ist über Grisone und seine „Gewaltschule“ vieles geschrieben und manches erörtert worden. Betrieben hat er seine Reiterei jedenfalls an einem deutlich von Reitkultur geprägten Ort. Der Hof des spanischen Vizekönigs von Neapel ist für seine europaweit begehrten Pferde bekannt und neben dem Hof der Markgrafen, später Herzöge aus der Familie der Gonzaga in Mantua ein Reitkunstzentrum von deutlich überregionaler Ausstrahlung. Der Salone dei Cavalli (um 1530) im Palazzo del Te in Mantua, in dessen Fresken die Darstellungen edler Reitkunstpferde fast in Lebensgröße integriert sind, zeugt bis heute davon. 1581 wird in Neapel eine standesgemäße Reitbahn errichtet. Etwas indirekt führt die Linie von Grisone dann aber etwa auch zu keinem geringeren als Antoine de la Baume Pluvinel (1552 oder 1555 bis 1620), den Stammvater der französischen Reitkultur. Wesentliches zu Federico Grisone wissen wir freilich nicht. Wir können nicht sagen, ob alle unter dem Namen „Grisone“ gedruckten Gedanken tatsächlich auf Federico Grisone zurückgehen. Bei von Löhneysen ist man sich etwa mittlerweile einigermaßen sicher, dass er häufiger von anderswo her rezipiert hat.

Punktuell erinnert die Schnurrigkeit der Einlassungen von Grisone an die Anekdoten seines ungefähren Zeitgenossen Michel de Montaigne. Grisone war adliger Abkunft (wie von Löhneysen auch) und dürfte selbst nicht alle von ihm beschriebenen Tätigkeiten am Pferd ausgeführt haben. Bei Fugger und Seuter ist diese „Arbeitsteilung“ offenkundig, bei Grisone nicht, er schreibt womöglich über Dinge, von denen er nur indirekt von seinem Personal her wusste. Stellenweise wirkt sein Buch denn etwas geschwätzig, manche beschriebene Gewaltaktion erweist sich bei näherem Durchdenken als realiter kaum durchführbarer Blödsinn. Unabhängig davon: Indirekt berichtet uns Grisone davon, dass es Gewalt gegen Pferde in den Ställen und aufkommenden Reitakademien der Zeit gab und auch seine Ge-

bisskunde enthält wie wenig später diejenige Seuters mehr als einen Hinweis auf unabdingbare Disziplin des Reiters und darauf, dass sich mangelndes reiterliches Vermögen gerade nicht mit technischen Hilfsmitteln „ausgleichen“ lässt. Vor dem Einsatz der von ihm angeführten Gewaltstrafen warnt er sogar mehrfach nachdrücklich. Und die schon zeitgenössisch aufkommende Kritik an Details seines Werkes wandte sich teils klar gegen alltägliche Rohheiten in der Pferdeausbildung.

Marställe als Bühne

Baulich gibt es sogar noch Zeugnisse aus diesen Tagen. Der Turnierhof der Augsburger Fuggerhäuser, in seinen wesentlichen Zügen trotz Kriegszerstörungen erhalten und wiederhergestellt, ist der Ort eines um 1550 nach italienischen Vorbildern vollendeten Marstalls, in dem mit einiger Wahrscheinlichkeit die Turnierpferde der Familie (und ranghoher Gäste) gehalten und trainiert wurden. In den Arkaden finden sich noch Wand- und Deckenmalereien der Augsburger Maler Jörg Breu d.Ä. (1475/80-1537) und Jörg Breu d.J. (1510-1547). In München befindet sich die heute sogenannte „Alte Münze“, einst als erster herzoglicher Marstall errichtet (1563-67). Der Plan stammte wohl teils (wieder auf Grundlage italienischer Vorlagen) von dem Augsburger Stadtwerkmeister Bernhard Zwitzel (um 1496-1570). Hinter den (baulich heute veränderten) Arkaden des Erdgeschosses befanden sich die Ställe mit einer Ständerbreite von damals wohl schon etwa 3,30m.

Im ersten Geschoss waren die Kammern für die Ausrüstung. Das zweite Geschoss diente (in dieser Kombination durchaus zeittypisch) der herzoglichen Kunstkammer (einer der Ursprünge der staatlichen Kunstsammlungen Bayerns). Aus ungefähr der identischen Zeit stammen auch die Wiener Stallburg (1565-1569) und (wenige Jahre später) der Stallhof des Dresdener Residenzschlosses (1586/87-91). Den Münchner Stall hielt Michel de Montaigne in einem seiner Reiseberichte (um 1580) für den schönsten überhaupt. Noch die Architekturtheorie am Übergang von Barock zu Rokoko ging davon aus, dass es kaum einen Bezug höfischen Lebens gebe, der von nobler Seite besser beurteilt und vergleichend herangezogen werden könne als die Ausgestaltung eines vornehmen Marstalls (Sturm, S 42). Eine Blöße durfte man sich hier nicht geben.

Man hänge diese Form der Repräsentanz umgekehrt auch nicht zu hoch. Natürlich beeindruckt es noch heute, wenn man freskengeschmückte Pferdeställe, die sich teilweise erhalten haben (etwa in Schleißheim oder Pommersfelden), betritt. Doch zeugt das nicht zwingend für eine Haltung, die kompromisslos das Pferdewohl in den Mittelpunkt aller Überlegungen rückt. Es waren weit eher Showgebäude, die – wie moderne Sportwagensammlungen, kombiniert mit allerlei Kitsch und Kuriosa, gelegentlich auch mit anerkannter Kunst – das Vermögen des Besitzers zur Schau stellen sollten. Und es sind Berichte überliefert, nach denen diese Pferde- und Kunstsammlungsgebäude so designt wurden, dass sie dem herrschaftlichen Plaisir besonders gut dienen konnten: die Pferdeständer um eine zentrale Estrade so angeordnet, dass man inmitten festlich dinieren konnte, wobei ein Orchester, auch

dafür war architektonisch Platz vorgesehen worden, unausgesetzt Tafelmusik lieferte. Man kann nur hoffen, dass die eingestallten Pferde hinreichend auf Dinnerkonzerte dieser Art vorbereitet waren.

Barocke Reitkultur auf der Iberischen Halbinsel

In der Frühen Neuzeit, kunsthistorisch am Übergang von Renaissance zu Barock, wissen wir von hochstehender Reitkultur etwa auf der Iberischen Halbinsel, wo – nach gleich mehreren Staatsbankrotten – eine gewisse politische Stabilisierung („El Siglo de Oro" – Das goldene Zeitalter) unter König Philipp IV. (1605-1665, König ab 1621) zumindest in hochadeligen Kreisen einen derartigen Wohlstand aus dem Spanischen Weltreich heraus schuf, dass die altadlige Sozialschichtung konserviert wurde, was sich dann im späten 18. und im 19. Jahrhundert nach dem Verlust der meisten Kolonien in fast durchgängigen bürgerkriegsähnlichen Zuständen entlud.

Zunächst aber ermöglichte es dem hohen und höchsten Adel, sich etwa mit reiterlichem Können souverän darzustellen. Der Aufstieg des Karthäuserpferdes, dessen eigentliche Zuchtgeschichte ab etwa 1500 beginnt, dürfte damit in Zusammenhang stehen. Eine ähnliche Entwicklung zeigt sich in Portugal, das sich 1640 unter dem Haus Bragança von Spanien, wozu es seit 1580 gehört hatte, gelöst hatte. Auch dort führten verfestigte adlige Sozialstrukturen auf kolonialer Grundlage und damit verbundener Wohlstand zu einer verfeinerten Pflege von Kunst und Architektur und – von Reitkultur. Auch hier bewirkte der Eintritt in die Moderne und der Verlust der Kolonien enorme soziale Verwerfungen, die in diktatorische Strukturen ausliefen.

In Portugal hatte Manoel Carlos de Andrade (1755-1817) die von Pedro de Alcântara e Meneses Marquis von Marialva (1713-1799) zur Blüte gebrachte Reitkultur mit seinem Buch „Luz da Liberal e Nobre Arte da Cavalaria" (1790) auf ein qualitätvolles Fundament zu stellen vermocht, indem er eine Synthese aus den Reitlehren von Cavendish und Pignatelli bis zu de la Guérinière schuf. Auf dieser Grundlage sollte letztlich noch Nuno Oliveira (1925-1989) bei Joaquim Gonçalves de Miranda (1870-1940), einem ursprünglich der königlichen Reitschule von Lissabon zugehörigen Reitmeister, seine Grundausbildung erhalten. Die Formierung der Pferdezucht von Altér Real ab 1748 gehört in diesen Kontext. Auch Portugal genoss – wie Spanien – im europäischen Kommunikationsraum jedoch wenig Aufmerksamkeit, zu sehr war es mit den (erfolgreichen) Sezessionsbestrebungen seiner Kolonie Brasilien beschäftigt. Die Schule Marialvas und Andrades hat so – jenseits des iberischen Kulturraums – kaum die nötige überregionale Beachtung gefunden.

Das Frankreich Ludwigs XIV.

Als Vollendung der barocken Reitkultur gilt gemeinhin die französische Schule und die (baulich heute noch existierende) Grande Écurie in Versailles, der Stall und die Reitbahn der Parade-, Schlacht- und Jagdpferde König Ludwigs XIV., des „Roi Soleil" (1638-1715, König ab 1643). In der (als Gebäude ebenfalls erhaltenen) Petite Écurie waren die Gebrauchs-, vor al-

lem die Kutschpferde des französischen Hofes untergebracht. Doch gibt es Einwände gegen die typische Deutung, die Zeit Ludwigs XIV. sei der Höhepunkt europäischer Reitkultur: Sicher war der König ein subtil ausgebildeter Reiter und saß elegant (als ausgebildeter Balletttänzer) auf edelsten Pferden. Die Kompetenz der Reitbahn am Pariser Königspalast der Tuilerien und später in Versailles ist unbestritten. Doch wurde die Reitkultur unter Ludwig XIV. wieder zweckgebunden, das Pferd zum Ausdrucksmittel, das in einen größeren Repräsentationszusammenhang fest eingebunden wurde. Denn unter dem Sonnenkönig kam eine Auftrittsform zur Vollendung, die europaweit rezipiert wurde: das Carrousel (die Place du Carrousel am Pariser Louvre heißt bis heute danach).

Es handelt sich um eine Fortentwicklung des frühneuzeitlichen „Ritter-“ Turniers, das über eine entschärfte Variante des Ringreitens oder Kampfes gegen verschiedene Holzfiguren, was teilweise noch heute im Friesischen und Skandinavischen als Volksbrauch existiert, zu einem höfischen Pferdeballett fortentwickelt worden war. Die Folgen davon liegen auf der Hand, denn wenn sich die Reitkunst einer Handlung, einer Choreographie, unterzuordnen hat, müssen die daran mitwirkenden Pferde insoweit auf den Punkt funktionieren, sie müssen minutiös darauf vorbereitet werden (es handelt sich ja um nichts anderes als barockes Showreiten). Dies erfordert nun wiederum eine Strenge in der Dressur. Beim König selbst, der im Mittelpunkt jedes Carrousels stand, und bei den höchsten Chargen seines Hofes war das dank fundierter reiterlicher Ausbildung wohl weniger problematisch. Anders bei all den Höflingen, die unfreiwillig in diesem Ballett mitreiten mussten, nur um einem König nahe zu sein – einem König, der seinen Hof darum konkurrieren ließ, wer ihm morgens welchen Ärmel seines Hemdes überstreifen durfte.

Ein weiteres Indiz verweist auf den Abstieg wirklicher Reitkultur im ludovizischen Frankreich, denn Ludwig XIV. war passionierter Jäger zu Pferd. Während ursprünglich die echte Parforcejagd querfeldein betrieben wurde, ließ der König allmählich die gesamte Gegend südlich und westlich von Paris von Versailles über St.-Germain-en-Laye bis nach St.-Cloud mit einem ganzen Netz schnurgerader, sternförmig miteinander verbundener Reitwege durchziehen, deren relative Einfriedungen in Gestalt langer Alleen das Führen der Pferde in jagdlichem Galopp wesentlich erleichterten. Immerhin unterwarf der König nicht seine Pferde irgendwelchen Hilfsmitteln, sondern machte die in Form gebrachte Topographie zu seinem Instrument.

Das Beispiel Kurbayerns

Wie in so Vielem taten es Ludwig XIV. seine fürstlichen Epigonen in ganz Europa gleich. Darunter auch sein zeitweiliger Verbündeter Kurfürst Maximilian II. Emmanuel von Bayern (1662-1726, Kurfürst ab 1679), der im Forstenrieder Park ein Jagdrevier mit sternförmigen Alleen nach französischem Vorbild anlegen ließ und die Hochzeit des Kurprinzen und späteren Kaisers Karl VII. Albrecht (1697-1745, Kurfürst ab 1726, Kaiser ab 1742) im Jahr 1722 unter anderem mit einem gewaltigen Turnier, letztlich einem höfischen Carrousel, feierte, das im wohl fast 10.000 Zuschauer fassenden Turnierhaus des Münchener Hofes am Rand des heutigen Münchner Odeonsplatzes aufgeführt wurde (das Gebäude existiert heute nicht mehr).

Die Partitur des Komponisten Pietro Torri (1650-1737), aus der das Hoforchester, (das heutige Bayerische Staatsorchester) dieses Rossballett namens La publica felicità spielte, ist noch heute in der Bayerischen Staatsbibliothek (Mus.ms 220) erhalten, auch eine teilweise Aufnahme mit der Neuen Hofkapelle München ist verfügbar. Erhalten hat sich zudem ein Turnierbuch Karl Albrechts, das neben präziser Dokumentation verschiedenster Turniere (so auch desjenigen von 1722) und ihrer Teilnehmer auch die exakten choreographischen Figuren zu Pferd in zahllosen Figurinen festlegt (Bayerische Staatsbibliothek Cgm. 8009a), die denen von umfangreichen Handlungsballetten kaum nachstehen.

Hier wird das Pferd fraglos zum reinen Mittel, zum Werkzeug zur Erreichung eines Zwecks. Von Reitkultur in der höfischen Münchner Reitbahn ist ansonsten wenig überliefert. Im Park Schleissheim hat sich aber immerhin ein kleiner Palast für Pferde erhalten, der „Schöne Stall“ bei Schloss Lustheim (in den Sommermonaten regelmäßig zugänglich), der immerhin 16 kurfürstlichen Leibreitpferden Platz unter opulentesten barocken Fresken bot, die sich umfassend erhalten haben. Die Kurprinzen und der höchste Adel haben dort und in der Manege des südlichen Kavaliersbaus von Schloß Nymphenburg sicher eine zeitgemäß avancierte reiterliche Ausbildung erhalten, wenn auch wohl kaum mehr. Und auch abseits Münchens wird man von flächendeckender Reitkultur in Europa auch in höchsten Gesellschaftskreisen kaum sprechen können. Reitkultur war schon im Humanismus eine herausfordernde Kunst für wenige, für eine kleine Gruppe, die sich unter aufklärerischen Vorzeichen zur Selbstdisziplin und Selbstreflexion bereit fand.

Ritterakademien und François Robichon de la Guérinière

Vor dem Hintergrund der höfischen Reitkultur des verdämmernden Ancien Régime wird verständlich, was François Robichon de la Guérinière (1688-1751) mit seiner 1733 erschienenen École de Cavalerie wollte. Seine Lehre zielt wohl auch darauf, eine zur höfischen Selbstdarstellung verzweckte Reitkultur neu zu beleben. Er wollte die Traditionslinie wieder zur Wirkung bringen, die aus den Reitakademien der Renaissance an den französischen Hof geführt hatte. Guérinière selbst führte eine dieser Ritterakademien im reaktivierten Reithaus der Tuilerien in Paris. Er reihte sich damit ein in die Tradition, die von Federico Grisone (Vorläufer sind wahrscheinlich, wir wissen nur zu wenig über sie) über Cesare Fiaschi (1523 bis nach 1570) etwa zu Giovanni Battista Pignatelli (vor 1540 bis vor 1600) führt, wo Salomon de la Broue (um 1530 bis um 1610) und Antoine de Pluvinel studierten. Von diesem Kontext gehen alle wesentlichen Zweige gehobener europäischer Reitkultur ab, etwa die auf die Iberische Halbinsel, nach Skandinavien und nach Deutschland. Hierher gehört auch die Definition von Schulen und Touren höherer und hoher Schulen des Reitens, die dann freilich mit unterschiedlicher Akzentsetzung überliefert werden.

Während de la Broue und Pluvinel in höfischen Dienst traten, wie schon mutmaßliche Vorläufer Grisones in Neapel oder am Hof der Gonzaga in Mantua, waren die Ritterakademien standesgemäße Ausbildungsstätten der Nobilität, die neben den damaligen Universitäten existierten (dann teilweise in diesen aufgingen). Man darf diese Universitäten freilich nicht mit modernen Instituten dieses Namens in eins setzen, deren Entwicklung setzt erst nach

1750 in relevanter Form ein. In den Ritterakademien lernten Personen von Stand neben souveränem Verhalten zu Pferd auch das Fechten, das Tanzen, Grundlagen der Musik und der Geometrie und einige weitere Bezüge. Sie entsprachen damit einer auf den Adel hin adaptierten allgemein höheren Grundbildung, die an den zeitgenössischen Universitäten als artes liberales gelehrt wurde und zunächst der Persönlichkeitsbildung diente.

Hieran konnte – wer wollte und es sich leisten konnte – ein Spezialstudium eines spezifischen Faches anschließen, was für Nobilitäten als nicht würdig galt. Zeitweise richteten barocke Universitäten sogar Reitschulen für ihre Zöglinge ein. Die Universität Göttingen baute ihr Akademisches Reithaus unmittelbar in der Zeit ihrer Gründung 1734/37. Mit Johann Heinrich Ayrer (1732-1817) wirkte dort ab 1760 auch ein überregional beachteter Reitmeister, dem in dieser Funktion protokollarisch gar die Würde eines ordentlichen Professors zukam, womit er den außerordentlichen Professoren vorging! Im Jahr 1801 bestand Johann Wolfgang von Goethe bei einem Besuch in Göttingen auf einer Begegnung mit Ayrer. Im 19. Jahrhundert verliert das Institut aber stetig an Bedeutung, um schließlich aufgegeben zu werden. Das Reithaus wird erst 1968 abgebrochen. Die 1927 begründete Münchner Universitätsreitschule am Englischen Garten war der späte, 2023 faktisch beendete Versuch, an solche Traditionen anzuknüpfen.

Die Kultur der Ritterakademien versuchte François Robichon de la Guérinière zunächst mit einem Partner, später allein mit neuem Geist zu erfüllen, sie hatte sich aber – wie diejenige der meisten alten Universitäten der Zeit – überlebt. Dies zeigt beispielhaft die Ritterakademie beim oberbayerischen Kloster Ettal, die 1711 gegründet und bereits 1744 wieder liquidiert worden war. Ein langfristiger Erfolg war auch der Akademie Guérinières nicht beschieden. Anders verhält es sich aber mit seinen Schriften, die einen gewissen Abschluss der handbuchartigen Schriften zur Reitkultur bilden, die mit Grisones Werk einsetzen.

Die absoluten Vorzüge der Lehren de la Guérinières sind gemeinhin bekannt, drei Aspekte seien aber gezielt hervorgehoben: Zum Ersten bietet de la Guérinière eine ausnehmend durchdachte Hilfenlehre. Frühere Schriften zur Reitkultur stellten die Zügelhilfen in den Mittelpunkt und boten eine Fülle an komplexen Gebissen, mit deren Hilfe Problemstellungen überwunden werden sollten. Gerade die französische Schule spätestens ab Pluvinel begann, von solcher werkzeugbasierten Reitweise abzurücken. De la Guérinière und vor ihm (leider seinerzeit unpubliziert) der Wiener Johann Christoph von Regenthal (gestorben 1730) propagieren nachdrücklich reiterliche Lösungen solcher Fragen. Die Hand dient de la Guérinière als unmittelbare und vorzügliche Kommunikationsform zwischen Pferd und Reiter, die von der Schenkelhilfe begleitet wird (Übersetzung 1791, S. 169; überdies weist er Oberschenkeln, Knien und Waden des Reiterbeins konkrete Funktionen zu, S. 181).

Folgerichtig kennt de la Guérinière nurmehr vier verschiedene Kandarenarten (Übersetzung 1791, S. 63), die alle eine unterschiedlich geformte, ungebrochene Stange kennzeichnet, alles andere würde – so wörtlich – „das Maul des Pferdes […] beleidigen“ (Übersetzung 1791, S. 61). Die Zügelführung wünscht er außerordentlich dosiert (er spricht vom Drehen der Fingernägel) und verdeutlicht sachorientiert die Notwendigkeit der Führung des äußeren Zügels in der Wendung (Übersetzung 1791, S. 169 ff). Als zentrale Anforderung wird for-

muliert, dass „die Hoehe der Hand gewoehnlich von jener des Kopfs des Pferdes bestimmt“ (Übersetzung 1791, S. 173) wird und nicht etwa umgekehrt. Ausbindende Werkzeuge, Dreieckszügel wie sie William Cavendish Herzog von Newcastle (1592-1676) beschrieben hat (das versteht dieser unter „Kappzaum“: Caveçon mit Dreieckszügeln, siehe Cavendish, S. 174 ff), und Stoßzügel lehnt de la Guérinière als kontraproduktiv rundweg ab (Übersetzung 1791, S. 128 f und S. 131 f).

Zum Zweiten betont François Robichon de la Guérinière das descente de main et de jambes, womit er ein markantes Aussetzen der Zügel- und Schenkelhilfen bezeichnet, während das Pferd am Sitz des Reiters seine von diesem erfragte Form selbsttätig behält (Übersetzung 1791, S. 170 f und S. 174 ff). De la Guérinière lässt es in Vollendung dergestalt reiten, dass der Reiter das Zügelende (!) mit erhobener Hand vor sich hält und das Pferd so sehr dezent „führt“. Er unterscheidet dieses qualifizierte vom einfachen Nachgeben und strebt darin die selbständige Mit- und Weiterarbeit des ausgebildeten Pferdes unter dem Reiter an. Dies descente de main et de jambes definiert er grundsätzlich und allgemein bevor er die wesentlichen Lektionen formuliert (Übersetzung 1791, S. 206), womit es Allgemeingültigkeit bekommt, wie das einfache Nachgeben der Hand auch. Es soll kein Kunststückchen sein, sondern pure Selbstverständlichkeit in der Pferd-Reiter-Kommunikation.

Zum Dritten sei schließlich die Innovation betont, dass de la Guérinière sich auch der Ausbildung von Fahrpferden widmete, nachdem das Pferd im aufkommenden Frühkapitalismus eine gewisse Verbreitung als Reit-, nun vor allem aber als Zugtier erfahren hatte. So datiert etwa die erste Wiener Lizenz für einen Fiaker wohl auf 1693. Eine Fahrpferdeausbildung hatte es bis in die Tage de la Guérinières nicht wirklich strukturiert gegeben, man hatte junge Pferde zumeist schlicht zusammen mit erfahrenen Kutschpferden roh angespannt und erwartete, dass sie sich einfügten (Gelbhaar, in: Wackernagel, S. 72 ff). De la Guérinière schuf erste Ausbildungsschritte in diesem Sektor, der dadurch, dass die repräsentative Kutsche von ungefähr 1500 ab und allerspätestens unter Ludwig XIV. als angemessenes Fortbewegungsmittel neben dem Reitpferd auch für Personen von Stand galt, ein enormes Wachstum erfuhr, denn Innovationen im Wagenbau dann zum 18. Jahrhundert hin beschleunigten.

Ausklang: Die Kutsche statt des Reitpferds

Die École de Versailles beanspruchte im höheren 18. Jahrhundert das Erbe aller französischen Reitkultur und auch dasjenige de la Guérinières für sich, ohne aber noch nennenswerte neue Höhepunkte der Geschichte der Reitkultur hervorzubringen. Dominierend wurde recht bald die ab 1763 reformierte Militärreiterei. Ostentative Reitkultur spielte am französischen Hof nach 1715 eine allenfalls randständige Rolle. Der Mentalität der Zeit entsprechend erfolgte sukzessive ein Rückzug aus einer allgemeinen Öffentlichkeit in halböffentliche Privatheit (etwa „Salons“). Ludwig XV. (1710-1774, König ab 1715) absolvierte öffentliche Auftritte im Stile seines Vorgängers allenfalls widerwillig. Die französische Luxuswarenindustrie bot neue Möglichkeiten, Wohlstand augenfällig werden zu lassen: aufwendige Bekleidung, raffinierte Möbel, erlesenes Geschirr, luxuriöse Wirkteppiche, Gemälde und Skulpturen und das alles in eleganten Stadtpalais. Ein teures und im Training anspruchsvol-

les Reitpferd zur Repräsentation wurde entbehrlich. Im Rückgebäude vieler Palais wurden nun standardmäßig Stallungen für Wagenpferde und Remisen für aufwendig gearbeitete Kutschen vorgesehen. Das technische Zeitalter dämmert, der Kutschbau entwickelt sich rasant. Und dies gab es in Paris ebenso wie in London, Wien oder auch München, wo sich letzte Vertreter dieser Bauform erhalten haben.

Im Nymphenburger Marstallmuseum München hat sich auch der Krönungswagen Kaiser Karls VII. (1697-1745, Kurfürst ab 1726, Kaiser ab 1742) erhalten, dessen Hochzeit 1722 oben schon gestreift wurde. Es handelt sich dabei wohl um die Adaption der französischen Karosse eines illegitimen Sohnes des Sonnenkönigs. Die Berichte von jener Kaiserkrönung 1742 zeigen die Vorzüge der neuen Repräsentationsform „prachtvolle Karosse statt edlem Reitpferd“. Der traditionelle Krönungsumritt wurde aus gesundheitlichen Gründen auf eine Minimalstrecke beschränkt (Majestät litten an Gicht). Die Einzüge in der bequemeren Kutsche aber erlaubten eine Prachtentfaltung mit Wagen, Pferden, Geschirr, Vorreitern, Pagen und Livreen, die – vom französischen Hof ausgehend – überall in Europa angestrebt wurde. Der Krönungszug des britischen Königs 2023 gab davon zumindest eine matte Ahnung. Karls „prächtiger Einzug“ von 1742 fand in nicht weniger als 166 Zugabschnitten als Kupferstich mediale Verbreitung und setzte zumindest den volkstümlichen Maßstab für die kommenden Krönungen, wie wir aus Goethes Memoiren (Dichtung und Wahrheit, Erster Teil, 5. Buch) wissen, dem 1764 bei Wahl und Krönung Josephs II. (1741-1790, Krönung 1764, allein regierender Kaiser ab 1780) aus dem Frankfurter Publikum gesagt wurde, 1742 sei der Pomp bedeutender gewesen.

Die Reitbahn in Versailles wurde in der Revolution 1793 geschlossen, der Versuch einer veränderten Fortführung 1796 wurde 1810 zur École spéciale de cavalerie de Saint Germain, zur Spezialkavallerieschule des napoleonischen Militärs. Nach erneuten Unterbrechungen wurde die Écurie in Versailles 1830 endgültig abgewickelt.

Das epochale Werk von François Robichon de la Guérinière scheint die Theorien von Thomas S. Kuhn (1922-1996) zu bestätigen. Es steht am Ende einer untergehenden Epoche. Denn überträgt man die Wissenschaftstheorie, die Kuhn ab 1962 im Kern für die Paradigmengeschichte naturwissenschaftlicher Forschung formuliert hat, auf die Geschichte der Reitkultur, so ist das breite Aufkommen enzyklopädisch angelegter Handbücher ein gewichtiges Indiz für das sich anbahnende Ende einer Schule, nicht für deren Beginn. Und über ein gutes Jahrhundert nach Grisones Erstdruck 1550 findet sich eine enorme Anzahl an barocken Zucht-, Ausrüstungs- und Reithandbüchern, die in ganz West-, Mittel- und Südeuropa erschienen sind und rezipiert wurden. Guérinière schließt diese Reihe endgültig. In der Folge wird er zwar häufig in Bezug genommen, jedoch selten gelesen und noch seltener in der Sache umgesetzt.

Was danach kommt, gehört einer anderen Zeit an: der Militärreiterei der Massenheere, dem Aufstieg des Bürgertums und dem Sport. Davon handelt die Abteilung zum 19. Jahrhundert.

Literatur

Amort, Florian / Herbst, Thomas (Hrsg.), 500 Jahre gelebte Tradition. Das Bayerische Staatsorchester, Kassel 2023

de Andrade, Manoel Carlos, Die edle Kunst des Reitens. Erklärungen für eine vernunftgemässe Praxis. Luz da liberal e nobre arte da cavallaria. Aus dem Portugiesischen übertragen von Christian Kristen, Hildesheim 2006

Barber, Richard / Barker, Juliet, Die Geschichte des Turniers, Düsseldorf und Zürich 2001

Bayerische Staatsbibliothek (Hrsg.), Die Fugger im Bild. Selbstdarstellung einer Familiendynastie der Renaissance, Darmstadt 2010

Bayreuther, Magdalena, Pferde und Fürsten. Repräsentative Reitkunst und Pferdehaltung an fränkischen Höfen (1600-1800), Würzburg 2014

Branderup, Bent, Reiten auf Kandare. Eine praktische Anleitung für Reiter, Schwarzenbek 2016

Cavendish, Wilhelm Herzog von Newcastle, Die neueste Lehr-Art und besondere Erfindung Die Pferde zu dressiren / oder abzurichten und zu arbeiten, Und zwar nach der Natur, welche durch subtile Kunst=Griffe zur Vollkommenheit gebracht wird, Übersetzung Nürnberg 1729

Conrads, Norbert, Ritterakademien in der Frühen Neuzeit. Bildung als Standesprivileg im 16. und 17. Jahrhundert, Göttingen 1982

Eissenhauer, Michael / Lindemann, Bernd Wolfgang / Diederen, Roger (Hrsg.), Spaniens goldene Zeit. Die Ära Velázquez in Malerei und Skulptur, München 2016

Fischer, Doris / Rott, Susanne (Hrsg.), Hippomanie am Hofe, Rudolstadt und Petersberg 2019

Fugger, Markus, Von der Gestüterey, Nachdruck der Ausgabe Frankfurt/Main 1584, Hildesheim 1999

Goethe, Johann Wolfgang, Goethes Werke. Band IX. Autobiographische Schriften I. Textkritisch durchgesehen von Lieselotte Blumenthal. Kommentiert von Erich Trunz, Sonderausgabe München 1998

Grisone, Federico, Ordini di Cavalcare. Die Regeln fürs Reiten. Neu übersetzt von Dr. Ulrike Ortrere, Ahrensburg 2025

Guérinière, François Robichon de la, Die Reitkunst oder gründliche Anweisung zur Kenntniß der Pferde, deren Erziehung, Unterhaltung und Abrichtung, nach ihrem verschiedenen Gebrauch und Bestimmung. Aus dem Franzoesischen der Ecole de Cavalerie des Hrn. de la Gueriniere übersetzt von J. Daniel Knoell, Fuerstl. Oranien Nassauischem Bereiter in Dillenburg, Marburg 1791

Götz, Wolfgang, Deutsche Marställe des Barock, München und Berlin 1964

Huber, Daniel J.M. (Hrsg.), Marx Walthers Turnierbuch. Mit Familienchronik und Stiftungsverzeichnis, Königsbrunn 2014

Häberlein, Mark, Die Fugger. Geschichte einer Augsburger Familie (1367-1650), Stuttgart 2006

Hägele, Günter / Thierbach, Melanie (Hrsg.), Augsburg macht Druck. Die Anfänge des Buchdrucks in einer Metropole des 15. Jahrhunderts, Augsburg 2017

Junkelmann, Marcus, Max Emmanuel. Der „blaue König“, Regensburg 2018

Keller, Ulrich, Reiterstandbild, in: Fleckner, Uwe / Warnke, Martin / Ziegler, Hendrik (Hrsg.), Handbuch der politischen Ikonographie, Band II: Imperator bis Zwerg, 2. Auflage München 2011

Krischke, Christin, Du entscheidest! Reiten mit gutem Gewissen, Schwarzenbek 2015

Kuhn, Thomas S., Die Struktur wissenschaftlicher Revolutionen, 24. Auflage Frankfurt 2014

Künast, Hans-Jörg, „Getruckt zu Augsburg“. Buchdruck und Buchhandel in Augsburg zwischen 1468 und 1555, Tübingen 1997

Lange-Krach, Heidrun (Hrsg.), Maximilian I. 1459-1519. Kaiser. Ritter. Bürger zu Augsburg, Augsburg und Regensburg 2019

Laurioux, Alain / Henry, Guillaume, Die Schulen der Reitkunst: Wien, Saumur, Jerez, Lissabon, Schwarzenbek 2009

Lieb, Norbert, Die Fugger und die Kunst. Im Zeitalter der hohen Renaissance, München 1958

Messling, Guido / Sander, Jochen, Renaissance im Norden. Holbein, Burgkmair und die Zeit der Fugger, München 2023

de Montaigne, Michel, Essais. Erste moderne Gesamtübersetzung von Hans Stilett, Frankfurt am Main 1998

Nastansky, Heinz-Ludwig, Humanismus, in: Mittelstraß, Jürgen / Wolters, Gereon u.a. (Hrsg.), Enzyklopädie Philosophie und Wissenschaftstheorie, Band 2: H-O, Stuttgart 1995, S. 137 ff

Oeser, Erhard, Pferd und Mensch. Die Geschichte einer Beziehung, Darmstadt 2007

Pedarnig, Dietlind / Köppelmann, Konstantin, Münchner Palais, 2. Auflage München 2022

Poscharnigg, Werner, Meilensteine österreichischer Reitkunst. Eine europäische Kulturgeschichte, Gössendorf 2013

Reinhardt, Volker, Die Geschichte Italiens. Von der Spätantike bis zur Gegenwart, München 2003

Retemeyer, Kerstin, Vom Turnier zur Parodie. Spätmittelalterliche Ritterspiele in Sachsen als theatrale Ereignisse, Berlin 1995

Roeck, Bernd, Der Morgen der Welt. Geschichte der Renaissance, 4. Auflage München 2018

Roeck, Bernd, Geschichte Augsburgs, München 2005

Rüegg, Walter (Hrsg.), Geschichte der Universität in Europa. Band II. Von der Reformation zur Französischen Revolution (1500-1800), München 1996

Seuter, Mang, Ein schönes und nützliches Bißbuech, wohl Augsburg 1584

Sturm, Leonhard Christoph, Vollstaendige Anweisung, Grosser Herren Pallaeste starck / bequem / nach den Reguln der antiquen Architectur untadelich, und nach dem heutigen Gusto schoen und praechtig anzugeben, Augsburg 1718

The New Cambridge Shakespeare. King Richard III., updated edition Cambridge 2009

Tlusty, Ann / Häberlein, Mark (Hrsg.), A Companion to Late Medieval and Early Modern Augsburg, Leiden und Boston 2020

von Trauchburg, Gabriele, Häuser und Gärten Augsburger Patrizier, München und Berlin 2001

Unbekanntes aus der Spanischen Hofreitschule. Die Urdirectiven. Wiederentdeckte Handschrift eines Oberbereiters (Um 1720). Herausgegeben und mit einer Einführung und Transkription versehen von Bertold Schirg, Hildesheim 1996

Wackernagel, Rudolf H. (Hrsg.), Staats- und Galawagen der Wittelsbacher. Kutschen, Schlitten und Sänften aus dem Marstallmuseum Schloß Nymphenburg, Band 2, Stuttgart 2002

Wüst, Wolfgang / Fassl, Peter / Riepertinger, Rainhard (Hrsg.), Schwaben und Italien. Zwei europäische Kulturlandschaften zwischen Antike und Moderne, Augsburg 2010

Prof. Dr. Peter Kreutz lehrt Zivilrecht, Zivilprozessrecht und Europäische Rechtsgeschichte an der Universität Augsburg und forscht als Rechtshistoriker zur Europäischen Kulturgeschichte. Er ist in Augsburg auch als Rechtsanwalt tätig.